

J r i s .

Zeitschrift für Wissen, Kunst und Leben.

Zweiter Jahrgang.

Dienstag.

(1826. No 91.)

1. August.

E r m u t h i g u n g .

Im engen Kreise unsres Strebens
Steht vor uns gar ein weites Ziel,
Und oft erwacht der Sturm des Lebens
Und 's wird nicht ruhig, 's wird nicht still.

Drum laß ihn brausen, laß ihn wüthen,
Und krümme dich nicht wie ein Wurm,
Dein Engel wird dich schon behüten,
Daß du nicht untergehst im Sturm.

Du brauchst nur deinen Schmerz zu tragen
Hinaus in 's Freie der Natur,
Da weht der West hinweg die Klagen
Und läßt von ihnen keine Spur.

Die Vöglein singen ihre Lieder —
Was kommt wohl ihrem Schmelze gleich! —
Da sinken deine Schmerzen nieder
Und du wirst sanft gestimmt und weich.

Und mit dem rechten, mit dem schlichten,
Dem deutschen Sinne und Gefühl,
Brauchst du nicht mit dem Glück zu rechten,
Du kommst wohl endlich doch an 's Ziel.
Gustav v. Volkart.

Der Ringeltanz des Schicksals.

E r z ä h l u n g .

(Von M. W. Kornfeld.)

(Fortsetzung von No. 90.)

Nicht belaubte Bäume machten eine immerwährende Nacht um den Eingang der Felsenhöhle, und wehrten jedem Lächeln des Tages. Schwarze zerriffne Steinwände starren wie Mumien auf den blutenden Leichnam des Ginal. Mächtige Schatten umflatterten die blasse Bala, die einer Todten so ähnlich sah, wie ein Gespenst einem Menschen. Denn Ohnmacht ist der Doppelgänger des Todes. Sie lag auf einer Steinbank. Zu ihren Füßen lag der todte Ginal, dessen Hand noch die ihrige faßte, als ob er sie noch

iebt, aber nicht mehr zur Kurzweil, wegschleppen wollte in den Nachtgrund des ungeheuern Todes.

Kallon stand lange unbeweglich, versteinert, so wie er beim Stöße stand. Als er aber wahrnahm, daß er einen Freund erlegte, richtete er sich blühschell empor und lachte gräßlich durch die Felsen Nacht. Sein schallendes Gelächter klang durch das Felsengewölbe, wie das Heulen eines Nachtgeißs. Verzweiflung lacht und Freude weint. Kallon verzweifelt. Er reißt Bala auf von ihrem harten Lager, schreit donernd laut, daß es in der Höhle von allen Seiten wiederkracht. „Willst auch du sterben? Du undankbare! Ich tödtete für dich, und du vergiftest mein Daseyn durch deinen Tod?“ Durch die Erschütterung kam sie zu sich. „Fort! aus dieser Wohnung des Mordes und des Mordes! rief Kallon. Hier spielt der Tod und die Nacht ein lustig Kampfspiel. Aber der Tod ist mächtiger. Diese Finsterniß ist nicht Nacht. Sie ist der Tod, der große Sieger. Die Luft ist Tod und unser Athem das offene Grab. Fort aus dieser Höhle des fröhlichen Todes!“ — So trug er im Verzweiflungswahnsinn die erwachte Bala auf das Schloß, um dem Greise die niederschmetternde Geschichte zu erzählen.

Schrecklich war der Zustand Rilams, schrecklicher war der Zustand Bala's, am schrecklichsten war der Zustand Kallon's.

Der Greis sagte nichts, machte Kallon keine Vorwürfe, sondern stierte nur hinauf in die dunklen Wolken, die über seinem Schlosse fest zu stehen schienen. Bala wurde zu ihrem Knaben gebracht, und nannte den Kleinen immerfort: Ginal! Ginal! so daß das Kind sie anstaunte. Kallon ging in sein Gemach. Da bog er sich aus dem Fenster weit hinaus und schaute, sich weidend, in eine schwindlichttiefe Kluff, woraus drohende Zacken, wie Thurmspitzen

aus dem Nebel, heraufblickten. Nur der Gedanke, daß Kilam und Bala jetzt so ganz ohne Schutz sind, hielt ihn ab, daß er nicht mit dem Kopf hinunter in die felsigen Todesspitzen sich stürzte. So verging die Nacht. — Schon schwamm die feurige Himmelsgöttin herauf in das blaue Meer des Aethers, und goß strahlendes Leben aus auf die ganze Größe der Natur, und noch stand Kallon bleich und abgequält vom Wachen und von den furchtbaren Bildern seiner Einbildungskraft, und sein Geist weinte in das Freudenfest des Alls. Als aber die Sonne, eine ewige Heldin, hoch am rosenbekränzten Triumphbogen des Himmels mit freundlichen Blicken ihm ins verstörte Angesicht schaute, da brach er in die Worte aus: Jungfräuliche Fürstin der Welt! Wie entzückt dein flammendes Auge jedes lebende Herz! Du bist das Leben der Natur! Ich aber bin eine Wetterwolke des Todes für die theure Mutter. Du klimmest herauf aus der schaukelnden Wiege des Ozeans über die höchsten Berggipfel, und fällst nicht mordend auf das zärtliche Haupt der Mutter. Licht ist dein Reich und Wonnen sind deine Boten und Begleiter. Ich aber lösche aus die Lebensfunken derjenigen, die mich lieben, wie ein Platzregen in das Freudenfeuer fällt. Ach, ich zertrete jede stille Seligkeit der Menschen, denen ich mich nahe; werfe den Trauerstör auf das greise Haupt meines Gastfreundes; reiße den Lilienkranz der seligen Liebe aus dem Herzen meiner Freundin. Du aber strömst lichter Gold auf die silberne Scheitel der Eisberge und hebst jede traurige Blume empor in den Jubel des Tags. Segen und Glück entblühen jedem deiner Strahlen bei deiner täglichen Weltenumwanderung; du gehst geschmückt mit Purpurkleidern und groß und selig in das Brautgemach der nächtlichen Ruhe. Ich aber entfliehe der Heimat, die mein Muttermord geschändet, reise über geöffnete Gräber und toddrohende Felsentrümmer, und komme fremd in ein gastlich Haus; wo ich das Glück vertreibe, und keine Nacht hat Schlaf für meine verwundete Seele. O ich bin sehr, sehr, sehr elend! — So sprach er und verbarg seine thranenden Augen mit den blutgefärbten Händen.

Leise und langsam, wie die weiße Seidenflocke des Schnees sich bei ruhiger Luft aus der Himmels Höhe auf die Erde herabwiegt, sie selbst ist kalt, aber sie wärmt die Erde — trat jetzt der stillergebne Greis herein zum vernichteten Kallon. Kilam fing an: „Dem erhabnen Geist auf dem Sternenthron hat es gefallen, meine Bala zur Wittwe und meinen

hilflosen Enkel zur Waise zu machen. Aber Ginal liegt noch unbeerdigt in der Grotte.“ Kallon, noch immer das Antlitz verhüllt, spricht: „Ich bin ein Mörder!“ Kilam: „Du bist nur der Blitzpfeil, den der erhabne Geist über den Feuerwolken in die Brust meines Ginals geschleudert und in die meine. Ich weiß, du liebst deinen Bruder Ginal. Ohne deinen Willen sog dein Todesspieß ins Leben deines Bruders. Du hast keine Schuld.“ Kallon: „Es drückt und quält mich, wie ein Mord.“ Kilam: „Deine Fantasie klagt dich an; aber die lichte Vernunft und dein treues Herz spricht dich frei. Bala wolltest du schützen, den Feind wolltest du erlegen, und unwissend triffst du den Freund. Ich wünsche dir Ruhe der Seele; du mögest vergessen und anbeten den hehren Geist.“ Kallon: „Mit milder Freundlichkeit nahmst du mich auf. Pflege und Sorge weihetest du mir, wie ein Vater, und ich verwüste dein Haus.“ Kilam: „Deine Ankunft mehrte die Freuden meines Alters und würzte unsere Genüsse. Ich habe mir oft noch eine Tochter gewünscht, um dich ganz und auf immer in unsern Kreis zu bannen.“ Kallon: „Ich bin nicht würdig, dein Sohn zu heißen.“ Kilam: „Verscheuche jeden Vorwurf aus deiner Seele, und komme den gestorbnen Ginal in den heiligen Mutter Schoos der Erde zu legen.“

Beide gingen in die Grotte, und trugen, ohne ein Wort zu sprechen, die Leiche auf einen Hügel. — Der gestern noch liebte und scherzte, liegt heute stumm und kalt und einsam in dem engen Kerker des Grabes. Auf seinen Leichenstein setzte der Alte die Worte: Die treue Hand des Freundes gab dem Fröhlichen den Tod.

Dann gingen sie zu Bala. Ein schwarzer Schleier überhüllte sie ganz, und unaufhörliche Thränen benetzten ihn. Nur Seufzer und Schluchzen unterbrachen die Zährenfluth, wie ein jagender Wind die Regenwolken oft vom Strömen abhält. Ihr kleiner Sohn, der immer entweder neben ihr, oder auf ihren Armen seyn mußte, bekam den Namen Ginals. „Wie meine Liebe nicht stirbt, so darf des Geliebten Namen nicht untergehen,“ sagte sie. Ihr Wachen war ein Traum vom Todten. Ihr Schlaf war kurz, und düstre Nachtbilder umgrauzten ihre wache Seele. Bald sah sie ihren Ginal mit lachender Miene und einen Blutstrom sich aus seinem Busen stürzen; bald erschien ihr ihr eignes Bildniß, im Schatten gemalt, wie eine Leiche es küßt; und bald sah sie eine fremde bewaffnete Gestalt, die ihrem Gatten langsam das Herz herauschneidet, und mit Gewalt ihr das blutende in den Busen steckt. Solche Finsterniß herrschte in ihrer Seele.

(Fortsetzung folgt.)

Aphorismen über Neapel.

(Fortsetzung von No. 88.)

Wie sie herrlich da liegt, die parthenopeische Stadt, in jeder Wendung das Auge des Beschauers entzückend! der Dichtung glühendste Träume zerrinnen, wie leichte Nebel im Sonnenglanze, ob dem Strahle ihrer Schönheit.

Schau' hin. Gegen Ost und Süd breitet sie sich am Abhange einer Hügelreihe aus, welche amphitheatralisch ein Meeresbecken von 16 Miglien Breite und Länge umfanget. Zwei Vorgebirge sind die Stützpunkte des großen Halbkreises, links das der Minerva und rechts jenes von Misen; dort scheint Capri, hier Ischia und Procida den Meerbusen zu schließen — Inseln, deren romantische Formen den Zauber des Panorama vollenden. Zwischen durchschneift der Blick in die unabsehbare Wasserfläche hinaus, die am Rande des Horizonts mit der Azurbläue des Himmels verschwimmt. Mitten auf der, in üppiger Vegetation prangenden, Küste ist die Stadt hingelagert; ihre eine Hälfte deckt gleich einer Krone die Höhen des Posilippo, S. Elmo und Antignano, — die andere ergießt sich in eine Ebene, welche von der Brücke des Sebeto über Portici hinaus bis zu den Wänden des im Mittelgrunde aufragenden Vesuvius mit gartenumkränzten Villen besäet ist.

In Staunen versunken stehst du vor den Reizen dieser Landschaft da und suchst vergebens in dem Bilderlaale der Erinnerung ähnliches auf. Wer hier stehet, stummet, im Wonnegeföhle über die Pracht der Lage, über die Milde des Himmels, über den Segen des Bodens, über den Schmuck der Gegend und über die Größe der daraus auftauchenden Häusermassen, beifällig in den volkstümlichen Ausruf:

„Wedi Napoli e poi mori!“

Die imposante Erscheinung der Vulkane, umlagert von den düsteren Beweisen ihrer Kraft und in ununterbrochener Gährung mit fast täglich neuer Gestaltung, — die Trümmer so vieler, vom Finger der Geschichte berührter oder in den Nimbus alter Fabellehre und genialer Dichtung gehüllter Orte, die gleich den Knochen gefallener Tapfern aus dem aufgelockerten Boden des Schlachtfeldes hervorragen, — die Auferstehung so vieler redender Zeugen für griechische und römische Herrlichkeit aus den tausendjährigen Lava-Gräbern von Pompeii, Herculaneum, u. d. gl., — das bildet den kräftigen Gegensatz zur unvergänglichen Jugendblüte der Natur, und

Alles zusammen erhebt Neapel's Küste über die übrigen Glanzpunkte der italischen Halbinsel!

Und welcher Himmel lächelt den paradiesischen Fluren! — Seine Luft ist so rein und klar, daß die Gestirne hier der Erde näher zu schweben scheinen und optische Täuschung die Entfernung der Gegenstände abkürzt. Vom tiefsten Indigoblau bis zum goldschillernden Rosenschimmer sind alle Mittel-tinten über See und Land ausgegossen; — in jeder Tages- und Jahreszeit zieht die Natur ein neues Feierkleid an. Wo könnten Musik, Poesie, Malerei und alle schönen Künste besser wohnen? — „Dieses Meer, dieses Land, diese Sonne und ein Blick August's — sagt Dupaty — haben die Aeneide geschaffen.“ — Kein Wunder also, daß sich so viele Völker um den Besitz Neapel's schlügen.

Die Schweiz mit ihren Eisthürmen, Chamouni's Thälern und Lawinen bietet zwar mehr grandiose, aber weniger erquickliche Erscheinungen dar. Die Rosengluth der Kristallhörner ihrer gigantischen Gebirgsmassen ist nur der Abglanz jenes für Pinsel und Feder unerreichbaren Goldbustes, in welchen die südliche Sonne Tasso's Wiege und Virgil's Urne taucht. Dieser goldigglühende Schimmer steigt dort nicht unter die Schnee-Region herab, während er hier den Meerespiegel mit Purpur überziehet, und vom niedrigen Segel der Fischerbarke, von der Hütte im tiefsten Thalgrunde bis über die höchsten Felskuppen hinaus die Gegenstände umzittert. Keine Jahreszeit ziehet diesen rosigen Schleier von dem Antlitze der Natur hinweg; kein nordischer Eishauch begräbt den grünen Schmuck ihrer unvergänglichen Jugend unter das Leichentuch der Schneedecke, und während dort der Frost Granitblöcke zersprengt, locken hier laue Lüfte aus den Blumenbeeten der Villa reale die würzigen Kelche der Jacinthen, Viole und Leokojen hervor!

(Beschluß folgt.)

Wer kann helfen.

(Altes Volkslied.)

Es sollt' ein Mädchen spinnen,
Das Mädchen wollt' nicht geh'n;
Was war da zu beginnen,
Wie sollt' sie's Mädchen dreh'n?
Ein Knab' kam ungebeten
Thät ihr auf's Mädchen treten —
Das Mädchen thät schon geh'n!

Jos. Jul. v. Ribick.

Korrespondenz- und vermischte Nachrichten.

Literatur.

Schwur und Rache, Trauerspiel in 4 Akten von G. A. Freiherrn von Maltiz. Berlin bei Christiani. 1826.
(Aus Berlin eingekendet.)

Uns Berlinern ist diese Dichtung schon durch die Darstellung auf der Bühne bekannt, und sie ist daher bereits früher mehrfach besprochen worden; doch hätte, meiner Meinung nach, Kritik und Publikum mehr wohlgefälliges Interesse daran nehmen sollen, als es geschah. Der wahre Gesichtspunkt, von dem man bei der Beurtheilung dieses Trauerspiels ausgehen muß, ist natürlich der, daß es das erste dramatische Erzeugniß des Verfassers ist, und als dieses betrachtet, verdient es um so mehr größere Aufmerksamkeit, da es durch eine kräftige Sprache und durch scharf gezeichnete Charaktere eine gewisse Fülle betundet, die sich dem Suflichen, Weichen mancher andern neueren Dramen entschieden entgegenstellt. An Handlung (Dr.överänderungen) ist das Stück fast überreich, doch hat es der Dichter durch Betrachtungen und Aussprüche über Welt und Menschenleben, durch pretiose, oft sehr gedankenreiche und beherzigenswerthe Sentenzen so überladen, daß dadurch der Dialog meistens unnütz in die Länge gezogen, und das raschere Fortschreiten des Drama's in seiner Ver- und Entwicklung gehemmt wird. — Der Inhalt des Stückes ist kurz dieser: Fernosa und Durazzo, beide Minister, sind durch die Erhebung und Kabale eines Grafen Bilarna gekürzt worden; ersterer sollte durch besondere Mitwirkung eines gewissen Damioni in einem Walde ermordet werden; man war auch der Meinung, es sei geschehen, doch war der Dolch nicht tödtlich gewesen, Fernosa geheilt worden, dann entflohen und unter dem Namen Tirinto in die Dienste des Nachbarkönigs getreten. Durazzo war fälschlich des Hochverrats angeklagt und darauf verbannt worden. In der Schweiz fand er ein Asyl, wohin er den Sohn Fernosa's (Viktor) als Pflegekind mitnahm. Seinem eignen Sohne Carlo hatte er den Schwur abgenommen, daß dieser alle seine Kräfte dazu anwenden sollte, den Vater durch die Ermordung Bilarna's zu rächen. Zu diesem Endzweck hatte sich nun Carlo, da sich sonst keine Gelegenheit zur Ausführung seines Vorhabens darbot, einem Trupp Banditen angeschlossen, als dessen Hauptmann er unter dem Namen Magnollo bald berüchtigt wurde. Als ein entschiedenes Hinderniß tritt nun die Liebe Carlo's zu — Bilarna's Tochter, Blandina, dazwischen; sie kennt in ihn nur den schönen Jägermann; Liebe ist zu blind, doch schüert und nähert diese Gluth besonders Siena zur höchsten Flamme. Unter diesem Namen ist nämlich Fernosa's Gattin als Gesellschafterin der Tochter in Bilarna's Hause, und begünstigt so viel als möglich die öfteren heimlichen Zusammenkünfte der beiden Liebenden, um in der Verführung Blandina's durch einen Räuber (sie weiß nicht, daß es Durazzo's Sohn ist) die höchste Rache gegen Bilarna, wegen der Erdolchung ihres Gatten, zu finden. Ihr Plan gelingt; zu spät wird sie von Bilarna erkannt; Carlo entdeckt seinem Vater, der von Tirinto heimlich dahin berufen wurde, die Liebe zu Blandinen, der alte Durazzo erinnert ihn an seinen Schwur und flucht dem Carlo, da er seiner Geliebten nicht entsagt. Dieser will mit Blandina

entfliehen, Damioni verräth es, Bilarna erscheint mit Soldaten zur Verhaftung Magnollo's, Blandina bittet für ihn bei ihrem Vater vergebens, und — ersücht sich. Bald darauf wird Magnollo, nachdem er mit dem Selbstmorde noch gezögert hat, von einem seiner Bande, die sich, wegen seines Abgangs von ihr, rächen und sicher wissen will, hinterrücks erschossen, und nun erscheinen zum Schluß der Herzog, Fernosa, Durazzo u. s. w. um Carlo noch zu retten, da die Kabalen Bilarna's und Damioni's alle entdeckt sind. Man bedauert und wehklagt, Bilarna wird zur Verhaftung und Bestrafung abgeführt, der Herzog fragt: „Wann wird sich einstens diese Weltnacht lichten?“ Damioni, der schwarze Bösewicht, geht unbestraft, unverfehrt, fast wie im Trumphy mit dem Ruf: „Macht Platz im Namen der — — —!“ durch die Reihen aller Anwesenden und — das Trauerspiel ist zu Ende! — Es fehlt demnach dieser Dichtung nicht an Leben und so auch keinesweges an interessanten Zügen der Szenen, wie z. B. die erste zwischen Tirinto und Magnollo, dann die zwischen Durazzo und Arena (Durazzo's Gattin), der ergreifende Austritt Bilarna's und der Siena, das Wiedersehen der beiden Freunde Fernosa und Durazzo u. s. w. auch ist der Monolog Siena's und dann der des Damioni ausgezeichnet kräftig und gedankenreich; indeß leiden auch diese, wie schon oben bemerkt, alle mehr oder weniger am Ueberfluß von Sentenzen. Die Sprache sprudelt oft über zum — Schwafzen. — Die Charaktere sind meistens konsequent gehalten, einige kleinere Lücken sind auf Rechnung des ersten Versuchs zu schreiben, und fallen nicht gerade störend auf; besonders interessieren Durazzo, der Rolando furioso des Stückes, Damioni, der eingelebteste Bösewicht, und Siena, das Eumeniden ähnliche, doch innige Theilnahme erweckende Mannweib: doch die Schwäche und Mangelhaftigkeit des Stückes liegt in der Figur Magnollo's (Carlo Durazzo), so wie in dem Auflösen des dramatischen Knotens, da dies von der 4ten Szene des 4ten Aktes an ganz verfehlt ist. Magnollo zeigt sich durchgehend mehr als bloße Maschine, als ein Zwitterding von selbstständiger Hochherzigkeit und Liebe, von charakterloser Unentschlossenheit u. unbesonnener Kechheit; er spricht zwar viel, doch thut er, trotz des Schwures, gar nichts! — Der Auftritt (No. 8, 4. Akt) zwischen Magnollo u. den Banditen ist eine Kopie von einer ähnlichen Szene Moors, in Schiller's Räubern; wenigstens scheint es eine zu seyn; viel zu lang ist darauf das Gespräch Magnollo's mit Blandinen vor der Flucht; durch das Langweilige desselben wird dem Leser oder Zuschauer jeder Effekt genommen u. durch das Lange weilen der Beiden, einzig u. allein, der Schluß tragisch. Hätten sie nicht so lange geplaudert, wären sie wahrscheinlich nicht von Bilarna eingeholt worden, u. hätte es wegen der bald darauf folgenden Dazwischenkunft des Herzogs u. der Andern keinen Dolch und Pistolenschusses bedurft, freilich wäre dann die Dichtung kein Trauerspiel geworden! Herr von Maltiz hat nicht bedacht, daß er dies Gespräch viel zu willkürlich und unmotiviert zu einer tragischen Falle gemacht hat.

(Beschluß folgt.)